



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Gräntz, Fritz: Fränkisch-schwäbische Grenzwanderungen . 1

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

vor Gottes Thron erscheint. Sein Weg wird nur eben angedeutet, sein Kampf von den der Eva verbliebenen Kindern jetzt schon verheißen.

Hör unsern Eid:  
Wir stehen bereit,  
Ihn zu verfolgen mit Dolch und Gift,  
Mit Verrat, der schwärzer trifft,  
Über seiner Asche ihn noch zu lästern.

Hör uns alle zusammen:  
Ob wir auch glühen in Haders Flammen,  
So oft der Viltth Sohn erscheint,  
Empfangen werd er als dein und unser Feind.  
Gegen ihn gerüstet  
Stehn wir alle vereint,  
Ihn wegzuziehn von seinem Ziele.  
Tröste dich, Mutter,  
Er ist Einer, und wir sind Viele.

Eine düstere Verheißung, mit der das feine Werk ausklingt, das dennoch ganz in Höhenluft und reizvoll paradiesische Farben getaucht ist, unter all den Büchern von der historischen und der heutigen Menschheit ein Klang aus den Geheimnissen ihrer Geburtszeit, aufgefangen in der Seele einer echten und ganz weiblichen Dichterin.



## Fränkisch-schwäbische Grenzwanderungen

Von Fritz Grätz

1



ürnberg liegt hinter mir. Mit den frischen Farben des Eben-erlebten begleiten mich schöne Bilder auf der Fahrt. Sie geht in südwestlicher Richtung der schwäbischen Grenze zu. Wir haben das kleine Tal der Rezat gequert und nun auch schon das der Altmühl. Das Gespräch eines Mitreisenden lenkt mich ab und rückt meine Gedanken nach vorn. Es ist wie das plötzliche Umschlagen einer Magnetenadel. Ich habe es schon oft erlebt, fast auf jeder Reise.

Mein Fahrtgenosse ist ein Bauer aus der Oberpfalz, der nach jahrzehntelanger Trennung die Heimat wiedersehen und dem Töchterchen, das ihn begleitet, zeigen will. Seine Heimat ist das Ries, seine Vaterstadt Nördlingen, die Stadt, in der ein neuer Teil meiner Sommerwandrung beginnen soll. Es ist herzerquickend zu beobachten, wie mit jeder Viertelstunde, die uns dem Ziele näher bringt, der erst schweigsame Alte gesprächiger, sein etwas stumpfsinniger Gesichtsausdruck lebhafter und fröhlicher wird. Er deutet hinaus auf

den langen Hesselberg, den ringwallumzognen, uralte fränkischen Grenzberg, der uns zur Rechten steht, und erzählt von Bergfesten, die er als junger Mann da oben mitgemacht habe. Und als wir nun gar die Wörnitz erreichen, in Öttingen sich ein richtiger „Nör'linger“ in blauem Fuhrmannskittel zugesellt und der Zug in die weite, von bläulichen Jurahöhen umrandete Riesebene hineinfährt, die überstürzen sich die Erinnerungen und die Fragen nach den Dingen und Menschen seiner Jugend.

Wie still nimmt mich, den Fremden, in dem die bunten Nürnberger Eindrücke nachwirken, die alte einstige Reichsstadt auf! Die Stille des Abseits, die Ruhe des Entlegenen umgibt mich. Kein Fremdenschwarm mit Reisebüchern, kaum ein paar Einheimische sind in dieser Nachmittagsstunde zu sehen, Frauen, die zum Krämer gehn, Handwerksleute, die mit dem Nachbar einen Gruß tauschen. Mit schwäbischer Behäbigkeit schauen die breiten und hohen Giebel auf krumme Gassen nieder, die meisten in schmuckloser oder schmuckarmer Genügsamkeit malerisch genug, manche geschweiftrandig oder durch vorspringende Geschoffe gegliedert, manche auch mit später aufgesetzten Schneckenrändern und andern Renaissanceformen halb echt, halb unecht anmutend. Ihr schmuckes Fachwerk offenbaren nur einige Häuser, die andern sind gleichfarbig übertüncht, die Verkörperung einer behaglichen Sefthastigkeit, eines gleichförmig unhasstigen Lebens. Viele berühren sich nicht mit den Nachbarn, sondern lassen, spießbürgerhaft eigenwillig, schmale dunkle Lücken zwischen sich und ihnen frei.

Diese stille Stadt Nördlingen im südlichen Mittelfranken, ganz nahe an Württemberg gelegen, ist gleichwohl die von alters her angesehene Hauptstadt einer ausgedehnten Landschaft. Sie ist der Mittelpunkt des Rieses, in dessen Ebene sie hineingesetzt ist, und in der Kreisform ihrer Stadtmauer, die sie noch lückenlos umschließt, scheint sich die runde Gestalt des Rieses zu wiederholen. Der 89 Meter hohe Turm ihrer schönen gotischen Georgskirche, einer der höchsten Türme Bayerns, ist ein weithin sichtbares Wahrzeichen für die bayrischen wie für die schwäbischen Riesbauern. Er steht inmitten der Stadt, und wer ihn ersteigt, mag das fruchtbare Land mit seinen vielen Dörfern und Flecken sich nach allen Seiten hin dehnen sehen bis an die Kesselränder des schwäbischen und des fränkischen Jura heran, zwischen die es eingebettet ist. Ich erspare mirs heute, denn die Luft ist trübe. Unfern der hohen Hallenkirche ist der zierliche Steinbau des Rathauses in gotischen und Frührenaissanceformen aufgewachsen, mit gefälligem Seitenaufgang. Nahe am Kirchenchor plaudert ein neuer großer Brunnen von Urba in die Stille hinein. Aus eigener Kraft wirkend, ohne aufdringliche Altertümelei, fügt er sich doch schön den alten Straßenbildern ein, ein Beispiel dafür, daß die echte Schönheit überall verträglichem Sinnes ist.

Aus einer Seitengasse treten Bauern und Bäuerinnen, die der Nachmittag in die Stadt geführt hat. Sie sprechen schwäbische Mundart und tragen alte Tracht. Einige der Männer haben Kniehosen, lange Röcke, die ebenso wie

die Westen mit großen silberglänzenden Knöpfen besetzt sind, und ganz flache, länglich runde, steife Filzhüte. Die weniger Feiertäglichen haben runde Käppchen mit Troddeln und blaue Kittel, die oben und auf den Achseln mit weißen Schnüren arabeskenartig verziert sind. Die Bäuerinnen tragen kleine feste Hauben am Hinterkopf, von denen mehrere, bei einigen sechs, breite und lange schwarze Bänder herabhängen.

Durch eines der Tore gelange ich ins Freie. Ich gehe im Ringe um die Stadt, die hohe Stadtmauer immer zur Linken, auf dem ehemaligen Walle, der zu Wegen und Anlagen umgewandelt ist. Zwischen mir und der Mauer breitet sich der Graben, mit Gärten, kleinen Äckern und Obstbäumen gefüllt. Hier und dort sind Häuschen und Hütten an die strenge, ungegliederte Mauer angeklebt, deren Masse kaum durch das niedrig schräge Satteldach und die kleinen Schießscharten, nur durch die unterbrechenden Tore und Türme belebt wird. Ich habe den Eindruck, den Nürnberg nicht mehr geben kann: hier ist noch immer eine scharfe Scheidung von innen und außen. Die wenigen Landhäuser und Gartenwirtschaften vor den Toren ändern an diesem Eindruck noch kaum etwas. An vielen Stellen meines Spaziergangs „um die Gräben“ ist von der Siebelstadt nichts zu sehen. Sie bleibt hinter der Höhe des Gemäuers versteckt. Nur der Georgskirchturm reckt sich dahinter herrscherhaft in die Lüfte. Das sind Bilder, die durch die Vereinigung großer wagerechter und senkrechter Linien einen Zug herber, eindrucksvoller Schlichtheit erhalten, der durch des Turmes schmuckarme, strenge Gotik gesteigert wird. Der trotz seiner Höhe unausgebaut gebliebne Turm hat einen einfachen, niedrigen Abschluß, „die Schmeerkappe“, wie ihn ein unzufriedener Nördlinger lustig spöttelnd getauft hat. Was wäre aber töricht als ein jahrhundertaltes Bild aus Vollständigkeitsfanatismus zu zerstören und dem Turme das längst Fehlende durch neuen Ausbau zu ersetzen? Die Welt würde um eine Turmspitze reicher, Nördlingen um eine Eigenart und ein heimatliches Wahrzeichen ärmer werden.

Seltam und ganz unnürnbergisch, doch in ihrer Art wirkungsvoll sind die Tortürme und die ihnen vorgebauten Basteien. Das sind keine mittelalterlichen Werke mehr. Der 1613 gestorbne Wolfgang Waldberger, „der Basteymeister“, wie ihn eine Torinschrift nennt, ist ihr Erbauer. Manche, wie das Reimlinger und das Bergertor, erinnern mit ihrem wuchtigen Bau, den Absätzen, den etwas geschweiften Dächern ein wenig an die Bilder ostasiatischer Stadttore. Der Eindruck verschwindet freilich ganz, wenn man sie durchschritten hat und die Innenseite betrachtet. Sie ist eine glatte Fläche und verrät nur durch den Umriß die starke äußere Gliederung. Es sieht aus, als habe hier ein gewaltiger Schwabensäbel die Turmmaße gespalten, und nur die eine Hälfte wäre stehn geblieben.

Auch auf der Mauer selbst, im innern Wehrgang, kann man die Stadt fast ganz noch umkreisen. Ich schlendre unter dem Satteldach dahin. Seilergeräte oder gegerbte Felle zwingen mich oft zum Ausbiegen. Unter mir, am

Innenrande der Mauer, finde ich Hütte an Hütte angewachsen wie Schwämme am Fuß der Waldbäume oder wie Kaufläden am Gemäuer alter Dome. Handwerker hausen in diesen „Kasernen“, wie der Nördlinger seine Stadtmauergewächse nennt. Auch die ärmlichsten darunter bilden mit ihrem bescheidenen Ausdruck des Geborgenseins ein mittelalterliches Idyll.

Das zu drei Vierteln protestantische Nördlingen hat etwas Ernsthaftes in seinem Wesen, äußerlich und innerlich. Ich kenne manche kleinere Stadt drüben im eigentlichen schwäbischen Lande, die beweglicher und heiterer ist. Die wenigen Menschen, mit denen mich die letzten Stunden zusammenbrachten, fand ich sonderbar ungesprächig dem Fremden gegenüber. Wortkarg ist der Wirt, wortkarg der Hausknecht, wortkarg die Kirchenfrau am Rathausack. Geht diese Verschlossenheit nur auf den Mangel an Fremdenverkehr zurück, ist sie die Steigerung eines gewissen schwäbischen Zuges, oder ist sie örtlich noch tiefer begründet?

Ich öffne, schon ist es Nacht, das Fenster meines Zimmers und lehne mich hinaus. Nächtlche Gartenkühle und Lindenduft hauchen herein. Aus irgendeinem offenen Nachbarnfenster schwebt ein Choral, leise, fast scheu auf einem Harmonium gespielt, in die Stille der alten Wipfel und Giebel. —

Auf frühem Morgengange entdecke ich in der Nähe des Bahnhofes eine Büste Melchior Meyrs, des Rieserzählers. Dann wandre ich durchs kleine Waldbinger Tor nordwärts auf den Schauplatz seiner ländlichen Geschichten hinaus.

Das Ries gilt als vulkanischer Einbruchstempel der Tertiärzeit, der hier den Surarand zerrissen hat. Später füllte ein See das Becken aus. Die in der Mitte ebene, nach dem Rande hin etwas hüglige Landschaft ist arm an Bäumen, um so reicher ist ihr Lößboden an Feldern. Sie ist seit alten Zeiten als fruchtbarer Grenzstrich Schwabens berühmt. War doch auch der wohlbeleibteste unter den sieben Schwaben, der die besten Knöpfe zu kochen verstand, einer aus dem Ries.

Der Himmel ist trübe bewölkt. Graue Wolkenzüge, sich zerfasern und wieder schließend, treiben über mir ihr stummes Wesen. Minutenlang enthüllt sich im Osten die breite Tafelform des fränkischen Hesselbergs, im Westen der steilere, oben abgesechnittne Keil des schwäbischen Tpf beim nahen Bopfingen. Beide sind Vorposten des Suragebirges. Beide waren, wie ihre Ringwallreste verraten, Zeugen uralter Besiedlung. Die Berge lösen sich rasch ins Nebelgrau des Gewölks wieder auf, aus dem ihr Bild zu so kurzer Dauer herausgetreten war, ein Symbol flüchtig entwölkter Zeitenferne.

Ein feiner Regen hat eingesezt. Vor der „goldnen Brege“ in Ehringen, Meyrs Geburtsdorfe, gesellt sich mir ein Fuhrmann zu. Ich frage ihn nach seinen Fahrten aus und erkenne aus den Antworten die regen Beziehungen, die heute noch zwischen dem Ries und der Augsburger Gegend bestehn. Geographisch kommen diese Beziehungen schon im Laufe der Würnitz zum

Ausdruck, die, das Ries durchfließend, den Jura durchbrechend, bei Donauwörth die nahe Donau erreicht, unfern dem von Süden einmündenden Lechtale. In Beschreibungen aus frühern Jahrhunderten kann man sogar von „Augsburg im Ries“ lesen. Man will den Landschaftsnamen aus dem alten Nätien ableiten. So hätten wir also hier ein Beispiel für das allmähliche Einschumpfen eines landschaftlichen Begriffs, bis dieser an den Grenzen einer natürlichen Landschaft haften blieb.

In Wallerstein, dessen dunkler Park und grauer Felsen aus Süßwasserfall schon aus einiger Entfernung sichtbar waren, ziehe ich es starken Regens halber vor, in das von Nördlingen herbeigeschlichne Büglein zu steigen. Das Land wird hügelig und waldig. Ich habe Muße genug, es von meinem Schneckenzug aus zu betrachten. Ein Rieser Bauer unterhält mich von den Ernteausichten und von der Gegend, vom fürstlichen Geschlechte Öttingen, das seit Jahrhunderten hier sitzt, vom befestigten Friedhof in Marktoffingen und von der großen fürstlichen Bibliothek drüben in Maihingen, von der er Wunderdinge zu erzählen weiß.

Wir sind aus dem eigentlichen Ries heraus und ins Tälchen der obern Wörnitz eingebogen. Dinkelsbühl erscheint, an eine Anhöhe sich schmiegend, ein fecklustiges Aufstrotzen von Mauer, Turm und Türmchen. Ein Aufstrotzen gegen die veränderte Zeit wie einst gegen den Feind.

Mir ist zumute, als ziehe mir hier am lichten Tage ein gutgesinnter Wandergeist den Schleier, der über der deutschen Vergangenheit liegt wie über allem Gewesenen, einmal ganz hinweg, damit die Dinge von einst rein und losgelöst auf mich wirken können. Ich erinnere mich nicht, von einer alten Stadt je einen so ungemischten, klaren Eindruck empfangen zu haben wie von diesem Reichstädtchen, das an Zahl seiner Bewohner hinter Nördlingen weit zurückbleibt.

Man hat die Stadt am Dinkelsbühl ein lebendes Fossil der untergegangnen mittelalterlichen Städte genannt. Der Vergleich ist gut. Nur muß man auf beide Worte gleich starken Ton legen. Ich weile nun kaum eine Stunde in diesen Mauern, und doch sind sie mir schon lieb geworden. Alles ist hier, trotz uralt schweigamer Steine und Steingefüge, lebendiger als in Nördlingen: die wellige Landschaft mit Fluß und Feld und fernen Waldhügeln unter aufgehelltem Himmel, der auf und ab gehende Ring der efeu-umgrünter Stadtmauer, der volle, wechselreiche Kranz edel und gemütlich geformter Türme und gegiebelter Stadttore, ihr Spiegelbild in Weiher und Fluß, die unebenen Gassen, das reichere Gartengrün, die schön geschmiedeten Zeichen an der Goldnen Rose und am Schwarzen Adler, am Grünen Meer und am Goldnen Koppen, der Brunnen des Dinkelbauern, des sagenhaften Stadtgründers, die fränkische Nebelustigkeit der Einheimischen, in der sich der fränkische mit dem schwäbischen Dialekt mischt. Selbst das Wappen ist sprechend und lustig: drei Dinkelähren auf roten Bühlen.

Mein Besuch fällt freilich auch in einen Zeitraum, der für den Dinkelsbühler Bürger der Gegenwart ein Erwachen bedeutet. Die fremden Maler haben ihm die Augen für den Wert seines Heims geöffnet. Die Zahl der sommerlichen Fremden wächst. Sie noch mehr zu steigern, hat sich ein Verkehrs- und Preßauschuß gebildet. Und so hofft der Bürger, vom Wesen seiner Ahnen, worin er wurzelt, klingenden Gewinn zu ziehen. Das Gespräch der Fröhlschöppler neben mir, am alten Stammtisch der Rose, dreht sich um nichts andres. Ich habe noch kaum an meinem Weinsberger Noten — ein flüssiges Beispiel für die Verknüpfung der mittelfränkischen Stadt mit Schwaben — genippt, so sitzt ein graubärtiger Baumeister neben mir und händigt dem Fremdling Stadtpläne und Beschreibungen ein, für ihn und für die Freunde daheim. Junge Maler, die Skizzenmappen beiseite legend, lassen sich eben vom Wirt den Weg zur Frau Bürgermeisterin weisen, die gebietende Weiblichkeit des Städtchens für die Veranstaltung einer Abendgesellschaft zu gewinnen.

Wie friedvoll ist die Entfaltung dieser behaglichen Bürgerhäuser im Schutz der Mauerwehr, der Gräben, Basteien und Wälle! Ein Gegensatz, der uns heute ergreift. Welch liebevoller, unhastiger Kunstsinne einer doch wildern und kriegerischen Zeit spricht aus den Plätzen und Straßen und aus den edelsten dieser Häuser, aus dem Rathaus, aus dem Deutschen Hause, einem Fachwerkbau, der mich ganz an Hildesheim gemahnt. Und wie gewaltig an Ausdruck ragt über all die Dächer und Giebel das schwere, mächtige Dach der dreischiffigen Georgskirche, der edeln gotischen Hallenkirche und Schwester der Nördlinger! Ich habe ein Bild von seltner Eigenart vor mir, indem ich draußen jenseits der Stadtmauer stehe und die schwere Masse wie eine erhabene Wolke über den Kampf- und Friedensgestalten schweben sehe. Nicht durch den Turm, der niedrig, fast geduckt ist, durch das Kirchendach wird hier Gedanke und Gefühl des Göttlichen ausgedrückt. Nirgends als in kleinen, unverfälschten Orten empfindet man die Lage des Gotteshauses, das aus der Mitte herauswächst, so deutlich als Symbol für die zentrale Stellung des Religiösen im deutschen Gemüt. Freilich haftet hier auch dem Äußern, nicht dem Innern ein nachwirkender Zug mittelalterlichen Düstern an. Ich trete in die edeln hellen Hallen ein, die den kostbarsten Besitz der Reichsstadt bedeuten. Die Kirche ist katholisch geblieben, während mehr als zwei Drittel der Bewohner protestantisch sind. Bilder schwäbischer Meister, Herlins und Schüpfelins, blicken dunkelfarbig von den Altären. Ein Sakramentshäuschen klettert schlank und zierlich an einem der schönen Bündelpfeiler hinauf.

Durch ein Stadtmauerpförtchen schlüpfte ich in den Kreuzgang des ehemaligen Kapuzinerklosters, wohl den kleinsten und verstecktesten, den ich je sah. Das umschlossene Viereck ist ein einziges Farnkrautgärtchen. Blumen wollen hier, des gedämpften Lichtes halber, nicht gedeihen, sagt die Handwerkerfrau, die mir geöffnet hat. In der Sakristei der Spitalkirche zeigt

man mir einen Christus am Kreuz von van Dyck. Ich will die frühgotische Dreikönigskapelle betreten und finde einen Schaffstall. Ich schlendere in der Mittagsonne um Mauer und Stadt. In den Gräben sind Gärten und Anlagen, auf den Wällen Promenaden, lustiger und grüner als in Nördlingen. Die stillen Weiher, das träge Börnigwasser leuchten gelb und weiß von See-rosen. Über weißblühende Spierstauden, über Schilf und Igelkolben des Ufers geht heiße Luft. Rüstern und hängende Weidenzweige legen ihre schwanken Schatten auf Wasserblumen und sattgrüne Schwimmblätter. Blaue Storchschnabelwiesen, hier und dort von glänzenden Flecken bleichender Wäsche unterbrochen, dehnen sich sommerfroh ins Land hinein. Drüben aber begleitet mich getreulich die Mauer mit Toren und Türmen. Es ist ein rhythmisches Auf und Ab des Malerischen, das sich an manchen Stellen, wie am Rothensburger Tor, am Bäuerlinsurm, an der wehrhaften Stadtmühle, zu den prächtigsten Bildern steigert. In einen breiten Lindenschatten, der abseits, neben Feldern und verwitterten Bildstöcken, den Rasen kühlt, lege ich mich hin, Windrauschen über mir und lautes Bienengetöse.

Der Hechtwirt im Zwinger am Segringer Tor ist eingespächiger Mann und läßt mich nicht los. Wie ihm die stolzen „Nör'linger“ nicht gefallen wollen, wie er sich nach einer kurzen Reise immer herzlich freue, wenn er wieder daheim auf seinem Dinkelsbühl sei, wie Studenten und studierte Leute, Dänen und Norweger, die vor Jahren in seinem schattigen Zwingergärtle gefessen hätten, immer noch Grüße schickten, wie die Goldne Kanne durch neumodische Aufmachung und Feinheit die Goldne Rose übertrumpfen wolle, und wie sich der Rannenwirt dabei hoffentlich verrechne, wie bedauerlich es sei, daß ich nicht am Tage der Kinderzeche, des alten jährlichen Sommerspiels, dagewesen sei, wie man dann, wenn die Kanonen donnern, wahrhaftig glauben könne, die Schweden stünden wieder vor den Toren, wer hörte das alles nicht gern an?

Manche Dinkelsbühler Häuser tragen Tafeln, die von Kaiserbesuchen künden: hier wohnte Karl der Fünfte, da drüben Maximilian, dort Karl der Sechste. Wer nicht weiß, daß dereinst eine wichtige Heer- und Handelsstraße, Donau und Main verbindend, durch die fränkisch-schwäbischen Grenzgaue lief, mag erstaunt vor solchen Daten der Reichsstadt stehen, die so weit ab vom großen Verkehr der Gegenwart liegt.

Als Goethe im Jahre 1797 hier durchreiste, machte er sich die kurze Notiz: „Die Stadt hat eine fruchtbare Lage, ist alt, aber reinlich, und hat zwei Wälle.“ Seine Zeit war noch reicher an dem, was wir, vielerlei Umgestalten entfliehend, heute suchen und schätzen, und hatte es nicht nötig, Ausdrucksformen besonders zu bewundern, die an das Höchstmaß der Kunst nicht heranreichen wollen. Ich sprach heute mit zwei Amerikanern, die zum erstenmal Deutschland besuchten. Ihre Großeltern waren nach Texas ausgewanderte Deutsche gewesen. Was zog die beiden in dieses vielen Deutschen ganz unbekanntes Städtchen, da das Stammhaus ihrer Vorfahren doch in andern

Gauen stand? Was andres als etwas, was drüben keine Landschaft und keine Stadt ihrer heimlich entbehrenden Seele geben kann: ein reiner Ausdruck des Deutschheimatlichen.

Ich fand jüngst in dem Buche eines Naturforschers eine feinsinnige Parallele gezogen zwischen gerade diesem Städtchen und einem tierischen oder pflanzlichen Organismus. Die Parallele ist mehr als ein Vergleich. Es ist mehr als ein Vergleich, wenn die Zweckmäßigkeiten der Lage, des Baus, der Befestigung den Zweckmäßigkeiten der organischen Natur an die Seite gestellt, wenn der höchste Turm des Städtchens sein Sinnesorgan genannt, wenn als treibender Entwicklungsfaktor der Stadt wie des organisierten Körpers die schützende Vereinigung erkannt wird. Wohl birgt sich das Wesen des Organismus in jedem geordneten Gebilde der Kultur. Aber hier, in solch unzerstörtem kleinem Stadtwesen, offenbart es sich klar und übersichtlich wie selten. Und die Übersichtlichkeit der wirkenden Kräfte läßt hier manche jener mehr ahnenden als erkennenden Rückblicke in das innere Getriebe des lebendigen Naturkörpers wach werden, die der zünftige Naturforscher so leicht und so vorschnell zurückzuweisen geneigt ist. —

Wälder, in denen kein Wanderer war außer mir, abendstille Gründe, wo Mühlen gingen und das Heu duftete, habe ich genossen. Und nun hält mich ein Talstädtchen fest, das weder Maler noch Fremde sonst zu beherbergen scheint, das die Fenster öffnet, wenn mein Schritt durch die Gassen hallt. Unter dem breiten gestaffelten Giebel der Post zu Feuchtwangen bin ich eingekehrt. Vor meinem Fenster liegt der große Marktplatz stumm und menschenlos in der Spätsonne. Nur ein Röhrenbrunnen mit einem verwitterten Heiligen, ich weiß nicht welchem, auf schlanker Brunnenssäule, fängt seine Urmelodie. Eine schlankfenstrige gotische Kirchenapsis tritt ernst und schön an den Platz heran. Über dunkelrote Ziegeldächer blicken die romanischen Rundbogenfriese schlicht feierlicher Türme. Beim Krämer drüben geht die Ladenklingel.

Ich gerate in ein unfählich behagliches Schlendern. Ich bleibe verwundert vor den Resten eines zierlichen Klosterkreuzgangs stehen, dessen romanische Säulchen da und dort in die Erdgeschosse von Bürgerhäusern eingemauert sind. Ich gehe unter den Rundbogen des Stiftskirchenportals hindurch und lasse mir einen Marienaltar von Michael Wohlgemut, Dürers Lehrer, zeigen. Ich finde ein Stadttor und hohe Mauerreste. Im Wehrgang schaukelt eine Mutter die Wiege. Seltsame Ziehbrunnen stehen in den Gassenwinkeln. Neben einem, dem Taubenbrünnle, hängt eine Tafel und verkündet eine uralte Klosterstiftungssage: Eine Taube habe einst Karl dem Großen, als er auf der Jagd fiebernd und halbverschmachtet nach Wasser gelehzt habe, den klaren Quell gezeigt. Ich entdecke ein kleines volkstümliches Heimatmuseum. Was ist hier alles in kurzer Frist liebevoll zusammengetragen und der Zeit aus den Klauen gerückt worden: eine prächtige Sammlung fränkischer Fayencen, Schränke und Trachten, eine ganze fränkische Bauernstube, Lebkuchenformen und vergilbte Liebesbriefe mit

verschnörkelten Malereien, Kopftücher „für Freud und Leid“, dunkel auf der einen Seite, auf der andern hell und bunt. Indem sie eine der Trachten vorzeigt, erzählt mir die Frau, die mich führt, sie habe das alte Weiblein gekannt, das dieses Kleid getragen habe. Vor sechs Jahren sei es gestorben und mit ihm die Tracht.

Über Tal und Städtlein ist eine Gruppe breitwipfliger Lindenbäume gewachsen. Holzbänke stehen an den rissigen Stämmen, veressen und schiefgelehnt. Dort sitze ich nun, umblüht und umduftet, und will den Abend schlürfen wie einen köstlichen Wein. Auf den Turmspitzen unter mir ruht noch das warme Gold des Tages. Aus nahem Walde zieht ein heimkehrender Mädchenschwarm singend vorbei an meiner Bank. Bald wird der Sang, ein fränkisches Volkslied, im Tale untertauchen.



## Der rote Hahn

Von Palle Rosenkrantz. Deutsch von Ida Anders

(Fortsetzung)

### Drittes Kapitel. Deichhof



Es war der letzte Tag der Herbstpfändungen. Sie pflegten mit einer Pfändung auf Deichhof abzuschließen. Gutbesitzer Hilmer war nicht der Mann, der bezahlte, ehe er es nötig hatte, er steckte sehr tief darin, und mit Steuern und Zinsen hielt es schwer. Es ruhte auf dem zusammengeschlagenen Besitz eine sehr bedeutende Kornabgabe an die Pfarrei der Stadt, und all die kleinen Erdstückchen, die bei der Trockenlegung des Fjordes zu Felbern gemacht worden waren, konnten den Lasten, die auf ihnen ruhten, nicht entsprechen. Außerdem war Hilmer kein richtiger Landmann. Er sprach große Worte über die Landwirtschaft und war selbstverständlich klüger als alle andern — in der Theorie. Aber in der Praxis ging es immer verkehrt. Seine vortrefflichen Düngungstheorien verursachten ihm gewaltige Ausgaben, seine Futtertheorien trugen ihm Milchverlust ein, die Schlächter betrogen ihn nach Noten, und die Käufer kauften sein Korn für ein Butterbrot, weil er immer verlaufen mußte, wenn ein Käufer in der Nähe war. Groß, blond, brav, offen und gesprächig ging der Gutbesitzer Hilmer auf seinem zusammengeschlagenen mittelgroßen Gut umher, mit Büchse und Hund in der Jagdzett, mit Wasserstiefeln und Stock in der Schonzeit.

Er knauserte am unrechten Ort und hatte deshalb seine Leute selten lange; er hielt auf rittergutsmäßigen Zuschnitt bei einem mittelgroßen Hof und schob immer die Schuld auf die Verhältnisse. Jahr für Jahr zehrte er das Vermögen seiner Gattin auf. Er selbst war der Sohn eines Halbbesizers, während seine Frau die Tochter eines reichen Gutbesizers war.

Es wurde immer schlimmer für Hilmer; er hatte allerorten Schulden, half sich bei den Terminen nur mit Viehauktionen und großen Vorschüssen auf Zuckerrüben durch, glitt allmählich und ohne daß er es selbst merkte, dem Ruin entgegen.